

## Bericht

Stefan Hauser, Michael Prinz

# Sprache und Beziehung

Arbeitstagung vom 6. bis 8. Juni 2013 an der Universität  
Zürich

---

**Dr. Stefan Hauser:** Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,  
E-Mail: stefan.hauser@ds.uzh.ch

**Dr. Michael Prinz:** Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,  
E-Mail: michael.prinz@ds.uzh.ch

An der Arbeitstagung „Sprache und Beziehung“, zu der **Angelika Linke** und **Juliane Schröter** ans Deutsche Seminar der Universität Zürich eingeladen hatten, stand die Frage im Zentrum, wie menschliche Beziehungen unsere Sprache und unseren Sprachgebrauch formen und welche Auswirkungen diese wiederum auf unsere Beziehungen haben. Wie im Exposé zur Arbeitstagung hervorgehoben wurde, zeigt sich die Wechselwirkung von Sprache und Beziehung ebenso auf der *individuellen* Ebene der einzelnen Beziehung und situierten Kommunikation wie auf der *kulturellen* Ebene der Beziehungstypen und sprachlich-kommunikativen Muster bzw. Regularitäten und gilt zudem „sowohl für den kommunikativen Austausch *mit* anderen als auch für das Sprechen oder Schreiben *über* andere“. Vor diesem Hintergrund beschäftigten sich die 16 eingeladenen Referentinnen und Referenten mit den folgenden Leitfragen:

1. „Wie werden im Medium von Sprachgebrauch und Sprache Konzeptualisierungen, Kategorisierungen und Differenzierungen menschlicher Beziehungen ausgebildet, verfestigt und auch wieder verändert?“
2. „Welche sprachgeformten Beziehungskonzepte, -kategorien und -unterscheidungen sind typisch für bestimmte historische Epochen bzw. für bestimmte soziale Gruppierungen?“

Die beiden Organisatorinnen legten in ihrem Einleitungsreferat dar, dass mit „Sprache und Beziehung“ ein Feld benannt ist, das es als systematisch bearbeitetes sprachwissenschaftliches Forschungsfeld eigentlich nicht gibt. Obwohl die Tagungsthematik nicht nur in der Linguistik, sondern auch in Nachbardisziplinen wie der Psychologie, Soziologie oder Anthropologie in einem recht breiten Spek-

trum von Arbeiten behandelt worden ist, hat sich daraus ein als solches wahrgenommenes Forschungsgebiet bis jetzt nicht entwickelt. Das hauptsächliche Bezugsfeld der Tagung bilden in der Sprachwissenschaft die Soziolinguistik und die Pragmatik in ihren verschiedenen Ausformungen. Aber auch in diesen linguistischen Teildisziplinen wurde so gut wie nie danach gefragt, „ob und wie sich soziale Gruppierungen darin unterscheiden, in welcher sprachlich-kommunikativen Weise sie Beziehungen gestalten bzw. welche sprachlichen Beziehungsmuster für unterschiedliche Gruppierungen typisch sind.“ Die Soziolinguistik hat sich traditionellerweise mit der Frage beschäftigt, wie sich die Sprache (bzw. der Sprachgebrauch) von Angehörigen sozialer Gruppen von derjenigen (bzw. demjenigen) anderer sozialer Gruppen unterscheidet. Der soziolinguistische Fokus lag und liegt somit „auf den sozialen *Identitäten* von Sprecher-Individuen oder Sprecher-Gruppen und nicht auf sozialen *Beziehungen*.“ Der Schritt vom Sacks’schen Konzept der *membership categorization* zu einer *relationship categorization* erfolgte bisher nicht. Des Weiteren wurde im einleitenden Referat betont, dass die funktionale und konstitutive Potenz von Sprache mit Blick auf zwischenmenschliche Beziehungen auf kultureller Ebene in der Sprachwissenschaft bisher wenig, vor allem aber nicht *systematisch* aufgegriffen wurde. Ausgehend von dieser Ausgangslage setzte sich die Arbeitstagung zum Ziel, die „beziehungsstiftende, beziehungsprägende und auch beziehungstypologisierende Funktion von Sprache und Sprachgebrauch“ ins Zentrum zu rücken.

**Horst Simon** (Berlin) warf in seinem Referat die zentrale Frage auf: *Welche menschlichen Beziehungen sind in Sprachen strukturell relevant?* Als strukturell relevant werden nach Simon diejenigen sprachsystematischen Markierungen verstanden, die in verschiedenen Sprachsystemen vorgegeben sind und von den Sprechenden (bzw. Schreibenden) ausgedrückt werden müssen. Gegenstand dieses sprachtypologischen Überblicks war somit die Frage, welche interpersonellen Beziehungen in den Sprachen dieser Welt wie und wo (im System) grammatisch kodiert werden. Auf einer allgemeinen Ebene gilt es, zwischen Äußerungsakt-relationalen Beziehungen (z. B. Rollendeixis, Clusivity etc.) und Personenrelationalen Beziehungen (z. B. relatives Alter, Affinität, Generationendistanz etc.) zu unterscheiden. Dabei zeigte sich einerseits eine große Vielfalt an primär grammatischen aber auch in der Systematik des Lexikons angelegten Aspekten von Beziehung. Andererseits wurde an einzelnen Beispielen auch deutlich, dass diese Phänomene nicht losgelöst von der Frage diskutiert werden können, wie man das Verhältnis von Pragmatik und Grammatik definiert.

**Joachim Scharloth** (Dresden) befasste sich in seinem Referat *Junge Liebe – Narrative Muster in Geschichten vom „ersten Mal“* aus korpuslinguistischer Sicht mit Narrationen als Konstruktionen von Paarbeziehungen. Am Beispiel eines internet-basierten Korpus von über 3000 Erzählungen wurden zunächst n-Gramme (kon-

kret: Tetragramme, d. h. aus vier lexikalischen Einheiten bestehende Wortverbindungen) ermittelt, die schließlich zu rekurrenten n-Gramm-Sequenzen bzw. zu sog. „narrativen Mustern“ zusammengefasst wurden. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass Ereignisse immer nur im Licht späterer Erfahrungssedimentierungen in den Erinnerungsbestand eingehen, interpretierte der Referent die vorgefundenen korpusinduzierten Muster mit Blick auf die sprachliche Inszenierung von Einverständnis zu sexuellen Handlungen und die Thematisierung von Handlungsmacht. Aus Scharloths Analyse geht hervor, dass sich auf der Ebene der sprachlichen Inszenierung von Liebesbeziehungen die Rollenbilder weitaus traditioneller präsentieren, als man aufgrund der jüngeren Entwicklungen im Bereich der Geschlechterbeziehungen vermuten könnte.

Das Referat von **Christa Dürscheid** (Zürich) war dem Thema *Kommunikative Praktiken im Netz – Inszenierung von Nähe?* gewidmet. Der grundlegende Unterschied zwischen Nähekommunikation im Netz und Inszenierung von Nähe im Netz wurde zuerst theoretisch diskutiert und schließlich am Beispiel von „Facebook“ und der Online-Partnerbörse „Parship“ illustriert. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Nähekommunikation im Netz und Inszenierung von Nähe im Netz liegt darin, dass sich die Interagierenden im ersten Fall auch offline kennen, während sich im zweiten Fall die Beziehung (vorerst) nur online manifestiert, was sich in der sprachlichen Beziehungsgestaltung auf verschiedenen Ebenen bemerkbar macht. Was die beiden Plattformen Facebook und Parship unterscheidet, sind die Möglichkeiten der Beziehungsdefinition und -gestaltung. So ist bspw. das Prinzip der Polybilateralität der Kommunikation auf Parship konstitutiv und vollzieht sich nur mit „weak ties“. Auf Facebook ist dies hingegen eine von mehreren Optionen. Der Vortrag verstand sich in der Folge auch als ein Plädoyer dafür, die Beziehungsanbahnung im Netz als Forschungsgegenstand in der Linguistik aufzunehmen und hierfür an die bereits vorhandenen Forschungen zur Courtship-Kommunikation anzuknüpfen.

**Susanne Günthner** und **Qiang Zhu** (Münster) präsentierten in ihrem Beitrag *Anredeformen im Kulturvergleich* Befunde zur kommunikativen Konstruktion sozialer Beziehungen in chinesischen und deutschen SMS-Interaktionen. Im Fokus stand dabei einerseits die Frage, wie soziale Beziehungen mittels Anredeformen in dieser medialen Kommunikationsform indiziert werden, und andererseits, wie die Zusammenhänge zwischen sprachlichen Anredeformen und der Konstruktion sozialer Beziehungen kulturell verortet sind. Das besondere Augenmerk galt dabei den Verwandtschafts- und Berufsbezeichnungen als Anredeformen des Gegenübers. Die empirische Basis bildeten knapp 5000 deutsche und rund 9000 chinesische SMS-Mitteilungen. Aus den vielfältigen Befunden geht hervor, dass in deutschen SMS Kinder ihre Eltern kaum mit Vornamen anreden; umgekehrt werden die Kinder kaum als Sohn oder Tochter angesprochen. Hingegen lassen sich bei Geschwistern oft Koseformen von Geschwisterbeziehungen (z. B. *Bruderherz*, *Schwesterlein* etc.)

beobachten. Demgegenüber spielen im Chinesischen bei Verwandtschaftsbezeichnungen andere Kategorien wie z. B. das relative Alter eine Rolle: Als Schreibende(r) muss man etwa unterscheiden zwischen jüngerem oder älterem Bruder. Auch Blutsverwandtschaft muss im Chinesischen in der Anredeform markiert werden. Die jeweilige Adressierung der angesimsten Person bildet einen wichtigen Knotenpunkt hinsichtlich der Verknüpfung situativer kommunikativer Praktiken der Beziehungskonstitution und größeren sozialen und kulturellen Formationen.

Der geschichtswissenschaftliche Abendvortrag von **Simon Teuscher** (Zürich) widmete sich *Beziehungskulturen seit dem Mittelalter*, mit dem Fokus auf verwandtschaftlichen Beziehungen, deren angeblicher Niedergang sich als ein altes Erzählmuster erweist. In der Forschung wurden Verwandtschaftsbeziehungen oft als ein Phänomen an der Grenze zwischen Natur und Kultur betrachtet und im Szenario einer gesellschaftlichen Evolution modernisierungstheoretisch ausgedeutet. Demgegenüber lassen neuere Mikrostudien zwar Umbrüche (wie auch Kontinuitäten) erkennen, allerdings keinen allgemeinen Niedergang der Verwandtschaftsbeziehungen. Als Orte des systematischen Nachdenkens über Verwandtschaft finden sich im Mittelalter nach Teuscher gelehrte Konzeptualisierungen wie die als Körper-, später als Baumbilder geformten *arbores consanguinitatis*, die als Messinstrumente für Verwandtschaftsgrade verwendbar waren, und Stammbäume, die patrilinear Väter und ihre Kinder verbanden. An der Wende zum 16. Jahrhundert verschob sich die physiologische Grundlage des Verwandtschaftskonzepts: Das Bild von der „Einheit des Fleisches“ wurde zunehmend durch die Blut-Metapher als Zentralbegriff neuer verwandtschaftsbezogener Diskurse abgelöst.

Den zweiten Tag eröffnete **Klaas-Hinrich Ehlers** (München) mit einem Vortrag zur *historischen Pragmatik der Selbstbezeichnung* in Briefen und Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts. Darin vermochte der Referent zu zeigen, dass im frühen 19. Jahrhundert neben der Anrede auch Selbstbezeichnungen ein wesentlicher Marker sozialer Beziehungen waren, der u. a. über ein differenziertes Paradigma an Submissionsbeiwörtern (*allerunterthänigster* etc.) und die Raumsemiotik des Briefraums (unterschiedliche Positionierung der Unterschrift in einer Räumlichkeit des Respekts) organisiert war. Das Referat zeigte auf, wie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine allmähliche Entkoppelung der Routinen sprachlicher Selbsterniedrigung von solchen der Partnererhöhung vollzog, während in der statusorientierten Kommunikation zu Beginn des Untersuchungszeitraums beide noch fest aneinander gebunden waren. In den 1920/30 Jahren beschleunigte sich dieser Prozess durch die Abkehr von einer als „Kriecherei“ kritisierten und peinlich gewordenen Submission. In der modernen Briefkommunikation dient die Selbstbezeichnung nunmehr dem Stilideal der „persönlichen Note“.

Der Beitrag *Beziehung überschreibt Geschlecht* von **Damaris Nübling** (Mainz) befasste sich mit Spitznamen als einem Phänomen v. a. der nächstsprachlichen Duz-Domäne, das eine Kennzeichnung sozialer Relationen zwischen Personen und ihre emotionale Bewertung (positiv als Kose-, negativ als Spottname) leistet. Spitznamen sind insofern ausgesprochene „Beziehungsnamen“, mit denen sozial integriert bzw. segregiert wird und die für ihre Träger eine quasi-somatische Qualität besitzen können. Ein wesentlicher Aspekt der Beziehungsgestaltung ist, dass eine exoterische Verwendung von Spitznamen untersagt ist. Auch hinsichtlich ihrer Genderspezifität unterscheiden sich Rufnamen von Spitznamen, welche bei beiden Geschlechtern als androgyner erscheinen als die vollen Rufnamen (etwa wegen der Überschreibung des sexusanzeigenden Auslauts mit -i). Dies gilt sowohl für deskriptive Hypokoristika des Typs *Schätzchen* als auch für deanthronymische Bildungen (*Gabi* etc.), die die Referentin über einen phonologischen Genderindex erschloss. Während Rufnamen stark geschlechtsdifferenzierend wirken, wird bei Spitznamen also die Geschlechtsmarkierung weitgehend nivelliert, da sie in etablierten Paarbeziehungen vernachlässigt werden kann.

Das „Grüßen und Gruppieren“ in Briefschlüssen des 19. und 20. Jahrhunderts war Gegenstand des Vortrags von **Juliane Schröter** (Zürich). Anhand eines umfangreichen Korpus von Geschäfts- und Privatbriefen (sowohl Original- als auch Musterbriefe) profilierte sie die Grüße von Dritten/Grüße an Dritte – in Abgrenzung gegenüber der deutlich selteneren Empfehlung – als einen gängigen (schriftlich geäußerten) Sprechakttyp, der noch im 19. Jahrhundert in etwa einem Drittel der Schlüsse privater Originalbriefe belegt ist. Solche Grüße erweisen die beteiligten Personen als Mitglieder eines sozialen Netzwerks, das durch die Grußpraxis konstituiert und gefestigt, gleichzeitig aber auch binnenstrukturiert wird. Dabei erweist sich der Gruß an Dritte auch für die Beziehungsgestaltung zwischen Briefverfasser und Adressat als relevant. Mit Ausnahme eines kurzen Peaks während des 2. Weltkriegs, der sich auf ein Zusammenbrechen der Telekommunikationsdienste zurückführen lässt, ging die Häufigkeit des Sprechakttyps im Verlauf des 20. Jahrhunderts deutlich zurück. Alleinige Grüße an die Adressaten nahmen zu und lösten den Gruß von einer dritten/an eine dritte Partei historisch ab.

In ihrem Beitrag *Ironischer Sprachgebrauch – vertraute Beziehung* befasste sich **Britt-Marie Schuster** (Paderborn) am Beispiel von Fahrtenbüchern (publiziert oder zum privaten Gebrauch) der 1920er Jahre aus dem Umfeld der bündischen Jugend mit der Frage einer *sprachlichen Konstitution von Jugendfreundschaft im 20. Jahrhundert*. Aus den bündischen Fahrtenberichten, die neben der Informations- auch eine gruppenstabilisierende Memorierungsfunktion hatten, lässt sich ein sozialer Stil (verstanden als Ausdruck sozialer Orientierung) rekonstruieren. Ein wesentliches Merkmal dieses Stils ist die Ironie, der eine zentrale Rolle bei der Beziehungsgestaltung zukam. Indem sie z. B. eine explizite, aber

konfliktarme und integrative Thematisierung von Differenzen innerhalb der Gruppe ermöglichte, stärkte sie deren Kohäsion. Auch die Ironie gehört somit letztlich zu einer „Kommunikations-Verkehrsordnung“ (im Sinne Goffmans) mit spezifischen situationellen Anstandsformen.

Einen Einblick in besondere *Helvetische Beziehungen* gewährte **Hans-Peter Schifferle** (Zürich), indem er den jüngeren Bedeutungswandel im System der relationalen Personenbezeichnungen *Gspänli*, *Koleeg* und *Fründ* aus lexikologisch-lexikographischer Perspektive beschrieb. So weicht der Gebrauch von *Gspan/Gspänli* heute bereits merklich von dem Zustand ab, den das Idiotikon in dem 1931 publizierten Wörterbuchartikel darstellte. Neben einem erweiterten Spektrum an Verwendungsweisen für das geschlechtsunspezifische *Gspänli* (inzwischen auch für ‚Sportpartner‘ oder ‚Mitbewohner‘) fällt v. a. das allmähliche Verschwinden der Ableitungsbasis *Gspane* auf, welche fast nur noch von älteren Sprechern aus dem Diminutiv hergeleitet werden kann. Junge Beziehungshelvetismen seien überdies der Gebrauch von *Koleeg* i. S. v. ‚in Freundschaft verbundene Person‘ und die geschlechtsspezifische Verwendung von *Fründ* (fast nur durch Frauen).

In ihrem Beitrag über *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen* skizzierte **Anja Lobenstein-Reichmann** (Göttingen) ihre Vorstellung von einer Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte, die sich mit dem Zustandekommen, Aufrechterhalten und Funktionieren von sozialen Beziehungen zu beschäftigen habe. Dazu erweiterte sie den Beziehungsbegriff über die interpersonelle Dimension hinaus auf intrapersonelle (Tagebuch, lautes Denken etc.) und transpersonelle Beziehungstypen (Staat, Kirche etc.) und erfasste diese in Gestalt von epochen- und kulturspezifischen „Beziehungskreisen“. Am Beispiel von Beziehungsbezeichnungen aus dem Fundus des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs, die jeweils spezifische Beziehungsdimensionen (wie ±bekannt, ±vertraut, ±räumliche Nähe etc.) abdeckten, wurden Probleme der Beleginterpretation aus onomasiologischer und semasiologischer Perspektive beleuchtet.

Die Frage nach vermeintlichen und tatsächlichen *Veränderungen der Beziehungsbezeichnungen im 19./20. Jh.* warf der Beitrag von **Matthias Schulz** (Düsseldorf) am Beispiel der Kosenamen auf. Die Entwicklung dieser affektiv besonders aufgeladenen Gruppe von Beziehungsbezeichnungen in den letzten 200 Jahren scheint prima facie – belastbare Untersuchungen fehlen weitgehend – von starken Brüchen geprägt. Dies liegt jedoch vorrangig an einem Datenproblem. Wenn bislang z. B. angenommen wurde, dass die Anrede von nahestehenden Personen mithilfe von Bezeichnungen für Süßigkeiten und erotisch attraktiven Körperteilen im 19. Jahrhundert noch keine nennenswerte Rolle gespielt hätten, erweist sich dies bei genauerer Betrachtung als falsch. Eine Erweiterung der Datenbasis um lexikographische Ressourcen (wie dem DWB) belegt einen weitgehenden Fortbestand der

heute hochfrequenten Hypokoristika und eine Konstanz der Metaphernbereiche mindestens seit dem 19. Jahrhundert. Gleichwohl verweisen punktuelle Diskontinuitäten auf eine interessante Entwicklungsdynamik in diesem Bezeichnungssystem, die Gegenstand weiterer beziehungsonomastischer Forschung sein sollte.

Im Hinblick auf eine Rekonstruktion von *Beziehung in Sprache* interpretierte **Francisca Loetz** (Zürich) frühneuzeitliche Gerichtsakten aus der Perspektive der Historikerin. Sie wies darauf hin, dass die Frage nach sprachlichen Spuren von Paarbeziehungen eine Methodenreflexion erfordert: Bei der Interpretation von Ehegerichtsakten dürfen diese nicht einfach nur als Abbild einer historischen Beziehungsrealität gesehen werden, sondern vielmehr als eine Quelle gerichtlicher Sprechhandlungen. Zu fragen ist nicht primär, worüber die Parteien stritten, sondern vielmehr, wie sie argumentierten (oder eben nicht). In der konkreten Analyse erweist sich der Sprachgebrauch der Kontrahenten als von der reformierten Ehedogmatik beeinflusst. Insofern spiegeln Ehegerichtsakten nicht bloß individuelle Paarkonflikte wider, sondern „gerichtlich relevante Sprachspiele“. Die Referentin plädierte für eine Methodenreflexion, die den Faktor Sprache stärker berücksichtigt, indem sie bei der Quelleninterpretation neben der historisch-semanticen auch die pragmatische Dimension in den Blick nimmt.

**Susanne Tienken** (Stockholm) hob in ihrem Referat *Beziehungskonstitutive Gattungen am Beispiel von Stammbüchern des 18. Jahrhunderts* hervor, dass kommunikative Gattungen nicht nur wegen ihrer Musterhaftigkeit, sondern auch wegen ihres Handlungscharakters linguistisch und kulturwissenschaftlich relevante Perspektiven auf Sprache und Beziehung eröffnen. Gattungen ließen sich, so die Referentin, als ein Weiterdenken der Dialogizität von Äußerungen (i. S. v. Linell) verstehen, als Formen gemeinsamen Handelns. Das besondere Interesse der Referentin galt schließlich den sog. „beziehungskonstitutiven Gattungen“; damit sind solche Gattungen gemeint, bei denen die Herstellung und der Erhalt sozialer Beziehungen im Vordergrund stehen. Bei studentischen Stammbüchern, die sich als ein Vorläufer der Poesiealben verstehen lassen, ist das soziale Motiv ein gegenseitiges. Stammbucheinträge können der Etablierung und Rückversicherung einer (Jugend)Freundschaft dienen, sie können aber auch dem Zweck dienen, die Begegnung mit einem sozial höher gestellten Inskribenten zu dokumentieren. Dabei ist es mit Blick auf die performative Ebene der Beziehungsgestaltung von Bedeutung, dass sich Inszenierung und Authentizität des Selbst nicht gegenseitig ausschließen.

Im Referat *Formelhafter Sprachgebrauch im Dienste der Freundschaft am Beispiel von Poesiealben des 20. Jahrhunderts* legte **Dessislava Stoeva-Holm** (Uppsala) dar, wie durch die kulturelle Praxis der Gabe und Gegengabe von Einträgen in Poesiealben stereotypisierte Idealbilder von Freundschaft konstruiert werden. Der Fokus dieses Beitrags lag auf der Frage, wie Gemeinschaftlichkeit und Sinn geschaffen werden können, indem formelhafte Sprache als Medium der

Beziehungsbildung und -prägung genutzt wird. Bei den formelhaften Freundschaftsinszenierungen des Typs „Drei Blümlein mal ich für dich hin, weil ich deine Freundin bin (...)“ handelt es sich um mehrheitlich stark vereinfachende Beziehungskonzeptionen. Zu den typischen Merkmalen der gereimten Sprüche gehört, dass die Gegenwart als schicksalhaft-bedeutungsvoller Schnittpunkt von (gemeinsam erlebter) Vergangenheit und (individuell zu gestaltender und zu lebender) Zukunft dargestellt wird. Freundschaft wird mit Inhalten einer einfachen Sittlichkeit aufgefüllt und durch die Du-Ausrichtung auf den Empfänger zugeschnitten und emotionalisiert. Dabei gehören der Kampf gegen das Vergessen und die Formulierung von Zukunftsvisionen zu den wiederkehrenden Motiven. Diese idealisierenden Konstrukte sind jedoch nicht einfach als Ausdruck von Einfältigkeit zu sehen, sondern als ästhetisierende Überhöhung des Alltäglichen. Entsprechend interpretierte die Referentin die formelhaften und zumeist hochgradig stereotypen Reproduziertexte als „Mini-Denkmäler der Freundschaft“.

Im Beitrag *Zur kommunikativen Leistung des generischen „du“-Gebrauchs für die Beziehung der Kommunizierenden* von **Anja Stukenbrock** (Essen) bildete die Beobachtung den Ausgangspunkt, dass im gesprochenen Deutschen statt „man“ vielfach auch „du“ zur Generalisierung Verwendung findet. Das generische „du“ tritt nicht nur in informellen Kontexten auf, in denen die Beteiligten sich typischerweise per „du“ adressieren, sondern durchaus auch in formelleren Kontexten, in denen eher erwartbar wäre, dass gesiezt wird. Es lassen sich verschiedene grammatische und interaktionale Restriktionen identifizieren, die den generischen „du“-Gebrauch verhindern. Zu den Konstruktionstypen, in denen der generische „du“-Gebrauch häufig vorkommt, gehören Konditionalkonstruktionen (generalisierte Situationskonstruktionen wie „Wenn du im Urlaub bist ...“), Verlaufkonstruktion mit „so“ („... dass du so zwischen zwanzig und vierzig mal am Tag auf Toilette gehst.“) und „als“ + Nominalkonstruktionen („Als Ossi biste quasi ...“). Wie aus den präsentierten Belegbeispielen hervorging, handelt es sich beim generischen „du“-Gebrauch um eine Personalisierungsstrategie, die die Adressaten involviert, den Zustimmungsdruk erhöht und Empathie-Displays mobilisiert. Allerdings müssen die thematisierten Sachverhalte common-ground-fähig sein; ausgeschlossen sind Sachverhalte, die außerhalb des sozial Akzeptablen angesiedelt sind.

Zum Tagungsabschluss bestand unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern große Einigkeit darüber, dass es sich die Linguistik zur Aufgabe machen sollte, die Arbeit an diesem Themenkomplex zu intensivieren und zu systematisieren. Das Forschungsfeld „Sprache und Beziehung“ dürfte sich v. a. dann als zukunfts-trächtig erweisen, wenn es einen Beitrag zur Neukonturierung bekannter Phänomene leisten kann, wenn sich also etwa Gruß- und Anredeformen oder bestimmte Textsorten unter diesem Blickwinkel neu lesen lassen. Mit dem geplanten Ta-

gungsband soll ein erster Beitrag geleistet werden zu einer theoretisch umfassenden und empirisch breit abgestützten Auseinandersetzung mit dem vielschichtigen Thema „Sprache und Beziehung“.